

Szabolcs Réti: Die Auferstehung des Leibes (A test feltámadása) Teil 2.

„Ist dir irgendetwas passiert?“, fragten mich meine Arbeitskollegen. „Weshalb bist du so glücklich?“ „Ja“, sagte ich andeutungsweise, und alle dachten, dass Frauen, oder zumindest eine Frau im Spiel war. Aber die Veränderung vollzog sich in mir selbst. Nun konnte ich sicher sein, dass das Warten in diesem verstaubten Winkel der Welt ein Ende hatte, der Zeitpunkt der Abfahrt war schon festgelegt, die gepackten Koffer standen schon im Vorzimmer. Ich verabschiedete mich in aller Sorgfalt, dennoch unauffällig. Eingehend betrachtete ich die Räume, in denen ich halbe Stunden oder gar ganze Vormittage im Zuge von Arbeitskonferenzen verbracht hatte. Ich wog meinen Stift in der Hand, wollte sein Fliegengewicht erfühlen, strich mit der Handfläche über ein Zeichenpapier, über die Kerben meines Lineals und über die Schiene. Vertieft beobachtete ich, wie eine Naht an der Hüfte des Kleides unserer jungen Sekretärin auf- und abrutschte, wie sich fremde Menschen auf der Straße bewegten, wie Blätter in einen Teich fielen oder Stromabnehmer von Straßenbahnen Funken versprühten. Meine Augen verinnerlichten die Spektakel, als ob ich in Erinnerung behalten musste, wie es war, in einem Geschäft Schlange zu stehen, wie die Nähte an Jacken verliefen, wie Haare glänzten, um alles das irgendwem berichten zu können. Türklinken ergriff ich sanft, mir entgegengereichte Hände drückte ich fest. Im Taumel der sensibilisierten Wahrnehmung wartete ich geduldig in Haltestellen, ich ließ den lauwarmen Regen auf mein Gesicht prasseln. Monatelang währte meine Freude in mir. Wie von einer Stimme begleitet und von einer Hand geführt, ging ich neun Monate lang blind und in vollkommener Sicherheit dahin, ohne in die Abgründe des Alltags zu stürzen. Plötzlich aber verließ mich die Lebensfreude, als hätte ich Kieselsteine in meinen Schuhen und Sand in den Augen. Ich wäre am liebsten nur noch auf einem Fleck gesessen oder gestanden, und zwar ganz starr. Es überkam mich eine zwanghafte Erinnerung, eine Gedichtzeile wollte mir nicht aus dem Sinn: „Steh langsam im Stiegenhaus, mein Kind“, und als ob ich sie gerufen hätte, tauchte aus meiner Verdrängung die Gestalt meiner jüngeren Schwester hervor; sie, die in die Schweiz geheiratet hatte, und dort auch gestorben war, die neun Jahre jünger gewesen war als ich, die nach dem Tod unserer Eltern bei mir gelebt hatte, und deren Erziehung in den ersten Jahren meiner Eigenständigkeit wie ein Buckel auf meinem Rücken gelastet hatte. Es kümmerte mich nicht, dass sie keinen Wohnungsschlüssel hatte (genau genommen hatte sie eben deshalb keinen, damit sie nicht unerwartet hereinplatzen konnte, wenn ich jemanden mit nachhause genommen hatte), und da es mich manchmal erst spät nachhause verschlug, kam es allerdings auch ein paar Mal vor, dass ich sie ausgesperrt, im Stiegenhaus an der Wand lehrend und wartend, oder auf unserer Fußmatte schlafend, in ihre Jacke eingehüllt, die Arme um ihr offen ausgebreitetes Haar geflochten und mit getrübbten Augen auffand. Nun wiederholte sich diese nie zur Gänze vergessene Szene vor meinem geistigen Auge ständig von Neuem. Ich schlafe schon fast, als ich bemerke, dass sie an der Wand lehrend in einer Ecke darauf wartet, hereingelassen zu werden, obwohl sie sich doch in meinem Zimmer befindet. Ich möchte ihre rötlichen, wie es heißt, ungebändigten Locken berühren, aber sie zieht den Kopf weg. Es scheint, dass sie nicht vergisst, vergeblich alle Rechtfertigung. Ebenso wie unsere Eltern, kam auch sie bei einem Verkehrsunfall ums Leben. Doch während sie in Jugoslawien auf der Schnellstrasse bei Niš in die Tiefe stürzten, nachdem sie aus einem Tunnel hinaus fuhren, und von einem entgegenkommenden italienischen Fahrzeug von der plötzlich blendend hellen Serpentine gedrängt

wurden, fuhr meine Schwester auf leerer Strasse zwischen Kulm und Vitznau auf der Flucht vor sich selbst gegen eine Felswand und wurde geradewegs in die Schlucht geschleudert.

Der gewohnte Alltag war also wieder eingekehrt: Büro, Schwimmbad, Schlaftablette; die Routine der Tretmühle. Ich belüge mich und schlafe ein, mein imaginärer Koffer ist aus dem Vorzimmer verschwunden, der Zeitpunkt meiner Abreise hat sich hinausgezögert, die Rasierklinge, die Zahnbürste, die Zahncreme und das Haarwasser befinden sich wieder auf der schmierigen Glasablage. Auf dem Weg zur Straßenbahnhaltestelle überquere ich also vorschriftswidrig die Gleise, bevor die startbereiten Fahrzeuge auf die Passanten losstürmen. Ein neben mir gehender Passant zündet sich sogar eine Zigarette an. Ich komme gerade vom Schwimmbad, ich verspüre ein Kratzen im Rachen, um meinem Puls herum ist es verdächtig warm, das sind erste Anzeichen einer Rachenentzündung. Abgesehen von einem jungen Autolenker, der einen Kupferohrring trägt und seiner staatsbürgerlichen Empörung über mein vorschriftswidriges Überqueren der Straße mit einem langem Hupen Ausdruck verleiht, scheinen sich die anderen Autofahrer damit abzufinden, jene Zeichen, die an der verpesteten Straße willkürlich aufgestellt wurden und Vorbeifahrende auf eine lange Reise schicken, außer Acht zu lassen. Mein Kupferohrringträger zeichnet indessen enge Kreise um mich herum und hupt dabei ohrenbetäubend.

Wenn ich es nicht wüsste, dass er seit Jahren tot ist, würde ich glauben, dass mir B. mit seiner Frau Arm in Arm entgegenkommt, die Dame trägt einen locker um den Hals gewickelten Schal, den sie sich mit der Unbekümmertheit einer intellektuellen Frau, die weder Gefahr noch Stil kennt, über ihren weiten Pullover um ihren welken Hals herum geschlungen hat. Wie sie sich mir nähern, strahlen ihre Gestalten Ernsthaftigkeit aus, der Mann ist nicht betrunken (auch das ist ein Indiz dafür, dass es sich nicht um B. handelt, der vor zwei Jahren verstorben ist.) Ich kaufe mir eine Zeitung, halte Ausschau nach einer verhältnismäßig fleckenlosen Fläche auf dem Steinsims, der den Ausgang der U-Bahn umrandet, wo ich die an mich gedrückte Tasche ablegen kann, aber wieder kommt B. und seine Frau in meine Richtung; wie gern ich doch mit ihm zusammengearbeitet habe, welch gute Freunde wir einst doch waren. Von wem weiß ich das überhaupt, dass er gestorben ist, oder verwechsle ich ihn etwa mit jemandem? Ich sehe sie nicht an, ihre Blicke haben etwas Verwundertes an sich. Vielleicht ist der Doppelgänger mit dem faltenlosen Gesicht der jüngere Bruder B's. Das Besondere dabei ist, dass er auch B's Bekleidungsgehnheit hat, er trägt ein dunkelblaues Sakko und eine mittelgraue Hose. Oder trägt er gar die Kleider von B.? Es kümmert mich nicht. Das Schicksal der Besitztümer von Verstorbenen ruft in mir keine trüben Gedanken hervor. Während ich vertieft nachdenke, spüre ich sie näher kommen, und höre sie grüßen. B. ruft mich sogar beim Namen, aber wir reichen einander nicht wie einst die Hände oder klopfen uns gegenseitig auf die Schultern. Eilig gehen sie in die Richtung, aus der ich gekommen bin. Ich empfinde Freude über das Wiedersehen. Könnte es sein, dass auch ich tot bin? Laut wiederhole ich seinen Namen, wie ein gemeinsames, endlich verstandenes Geheimnis.

In einem angenehmen, warmen Taumel warte ich auf die Ankunft der Straßenbahn. Der neue Zug trifft auch bald ein, die Sitze sind noch mit Nylonüberzügen umhüllt, die Stangen glänzen makellos, die Ledergriffe hängen militärisch in Reihen herunter. Die Ausstiegsknöpfe sind freilich noch nicht in Betrieb, das Publikum muss sich an die neue Technologie gewöhnen, die Türen öffnen sich lautlos in jeder Haltestelle, sie sorgen dafür, dass uns die plötzliche Entscheidung, ob wir aussteigen wollen oder weiterfahren, nicht überfordert. Aber ich habe hier keineswegs die Absicht,

boshaft zu erscheinen, vielleicht ist die Formulierung zu scharf. Ich sitze gerne bis zur letzten Sekunde im gut beleuchteten, geräumigen Waagen. Die Haltestellen sausen vorbei, wohlwollend öffnet sich dann die Tür: Sesam, öffne dich! Und dann ist meine Zeit gekommen. Wie ich dieses von Nadelbäumen umgebene Haus liebe, mein geräumiges Zuhause, die einzige Pracht in meinem Leben, den Pfad, der zur Eingangstür führt, den neugestrichenen Briefkasten. Vor meinen Augen erscheint plötzlich B.s makellooses, dunkelblaues Sakko, ich öffne den Briefkasten, es regnet Todesanzeigen in meine Hände.

(Aus dem Ungarischen von Szabolcs Réti)